

Deutsche und jiddische Philologie

Die erste Vorlesung*), mit der sich der akademische Lehrer seinen Kollegen und der Hörschaft vorstellt, ist auf jeden Fall ein bedeutsames Ereignis in seinem Leben. Bildet sie doch den Anfang einer beruflichen Tätigkeit, die in ihrer Doppelheit von Lehre und Forschung große Aufgaben an ihn stellen wird, welche er nur mit dem Einsatz seiner ganzen intellektuellen und sittlichen Persönlichkeit zu lösen vermag. Für mich freilich bedeutet der heutige Tag, mit dem ich in den akademischen Betrieb der Justus Liebig-Universität in Gießen einzutreten die Ehre habe, keinen Anfang schlechthin, sondern einen Wiederanfang. Ist es doch fast auf den Tag genau siebzehn Jahre her, seit ich meine Dozententätigkeit an der Deutschen Karlsuniversität in Prag aufgenommen habe, die ich dann im Jahre 1945 mit dem Zusammenbruch des Ostdeutschtums aufgeben mußte. Zwischen damals und heute liegen Jahre, die die Welt gewandelt und das Leben jedes einzelnen von uns schicksalhaft neu geformt haben, Jahre der Not, aber auch der Bewährung. Mit Stolz und mit Genugtuung darf ich sagen, daß ich auch während dieser Notzeit, in der mir die Ausübung der akademischen Lehrtätigkeit verwehrt war, doch der anderen Seite dieses meines wirklichen Berufes treu geblieben bin, der wissenschaftlichen Forschung, der ich es letzten Endes verdanke, daß ich heute in Gießen dort anknüpfen kann, wo ich 1945 in Prag aufhören mußte.

Aber nicht nur für mich persönlich, auch für die deutsche Wissenschaft bedeutet der heutige Tag einen Wiederanfang. Schließt sich doch mit dem Beginn meiner Vorlesungen zur jiddischen Sprache auch ein Bogen, der fast ein Menschenalter überspannt: Vor 28 Jahren, im unseligen Jahre 1933, mußte der heute in Cambridge wirkende Professor Salomo BIRNBAUM seine Vorlesungen über Kultur und Sprache der Juden an der Universität Hamburg¹⁾ aufgeben. Zwar konnte auch noch 1934 in Heidelberg eine Dissertation zur jiddischen Sprache gearbeitet werden und 1936 im Druck erscheinen²⁾. Dann wurde es um dieses im Grunde germanische Idiom, für das es heute Lehrstühle nicht nur in Israel, sondern auch an verschiedenen Universitäten in den Vereinigten Staaten gibt und damals auch noch in der Sowjetunion gab³⁾, in Deutschland friedhofstill. Der Justus Liebig-Universität in Gießen, im besonderen ihrer Naturwissenschaft-

*) Antrittsvorlesung, gehalten am 16. Mai 1961.

1) Die Einleitung zu der ersten Vorlesung von S. BIRNBAUM an der Hamburger Universität über die jiddische Sprache s. Germanisch-Romanische Monatschrift XI/1923, 149 ff.

2) J. FISCHER, Das Jiddische und sein Verhältnis zu den deutschen Mundarten unter besonderer Berücksichtigung der ostgalizischen Mundart. Erster Teil, erste Hälfte: Allgemeiner Teil. Leipzig 1936.

3) Vgl. H. KLOSS, Die Entwicklung neuer germanischer Kultursprachen von 1800 bis 1950. (= Schriften des Goethe-Instituts, Bd. 1.) München 1952. 40 ff.

lich-Philosophischen Fakultät gebührt daher der Dank und Glückwunsch zugleich, daß sie mir die angestrebte Venia für deutsche Philologie mit dem ausdrücklichen Zusatz „mit besonderer Berücksichtigung des Jiddischen“ erteilte. Um sich mit der jiddischen Sprache wissenschaftlich zu beschäftigen, also um Jiddistik zu studieren, braucht man nun nicht mehr nach Amerika oder Israel zu gehen, man kann dies bequem in Deutschland tun, und zwar hier in Gießen an der Lahn! Wie sich dies in Zukunft auswirken wird, wage ich heute noch nicht vorauszusagen. Eins steht jedenfalls fest: Mit der Aufnahme des Jiddischen in den Lehr- und Forschungsbetrieb einer deutschen Hochschule hat sich die deutsche Wissenschaft von dem Vorwurf freigemacht, einer modernen Kultursprache von weltumspannender Geltung und mit einer Millionenzahl von Sprechern gleichgültig und teilnahmslos gegenüberzustehen, einer Sprache, die noch dazu, was in diesem Falle am schwersten ins Gewicht fällt, auf deutschem Volks- und Kulturboden dem Schoße der deutschen Sprache entsprungen ist. Diese Tatsache allein weist das Jiddische als Objekt wissenschaftlicher Forschung eindeutig der deutschen Philologie, also der Germanistik zu⁴⁾.

Damit soll keineswegs in Abrede gestellt werden, daß das Jiddische in soziologischer Hinsicht eine völlig selbständige Sprache darstellt, die zum Deutschen lediglich in dem gleichen engen Verwandtschaftsverhältnis steht wie etwa das Niederländische, das Kapholländische, das Pennsylvaniadeutsche oder das Luxemburgische, denen noch niemand ihren Platz innerhalb der Germanistik streitig gemacht hat. Wir pflegen diese Sprachen als Neben- oder besser als Nahsprachen des Deutschen schlechthin zu bezeichnen⁵⁾, und es bestanden in den Jahren 1930/33 auch schon Pläne zur Errichtung einer Arbeitsstelle für Jiddisch bei der Deutschen Akademie in München oder eines „Institutum Germano-Judaicum“ an der Universität Hamburg bzw. eines umfassenden „Nahspracheninstituts“⁶⁾, welches letzteres einer auf dieser engen Verwandtschaft und der wechselseitig relativ leichten Erlernbarkeit der genannten Sprachen fußenden, weltumspannenden deutschen Kulturpolitik⁷⁾ dienen und in dem auch dem Jiddischen der ihm gebührende Platz eingeräumt werden sollte. Doch ist das Jiddische, wie man oft zu hören und zu lesen bekommt, weder ein verderbtes Hochdeutsch, noch auch ist es aus dem schulmäßig so einheitlich scheinenden Mittelhochdeutschen schlechthin entstanden; auch ist es zum Unterschied von den übrigen Nahsprachen keines-

4) Zur allgemeinen Unterrichtung über das Jiddische mag dienen: F. J. BERANEK, Jiddisch. (In: W. STAMMLER, Deutsche Philologie im Aufriß². Berlin-Bielefeld-München 1957 ff. I, 1955 ff.)

5) Vgl. H. KLOSS, Nebensprachen. Eine sprachpolitische Studie über die Beziehungen eng verwandter Sprachgemeinschaften. Wien-Leipzig 1929. Auch das in Fn. 3 genannte Buch desselben Verfassers ist hier anzuführen.

6) Vgl. H. KLOSS, Nebensprachen, 46. — S. BIRNBAUM, Die Stellung der Jiddischen Sprache. Zu einem Programmwurf für die „Jiddische Abteilung des Nahsprachen-Instituts“. (Mitteilungen der Deutschen Akademie 1930, 355 ff.)

7) Vgl. F. THIERFELDER, Neue Wege zur Verbreitung der deutschen Sprache im Auslande. I. Nebensprachenpolitik. (Mitteilungen der Deutschen Akademie 1930, 14 ff.) — H. KLOSS, Deutsche und Jidden. (Ebd. 1930, 1 ff.)

wegs aus einer einzelnen, territorial begrenzten Mundart des Deutschen hervorgegangen, weder aus dem Ostmitteldeutschen, noch aus dem Rheinfränkischen oder gar aus dem Schwäbischen, wie verschiedentlich behauptet wurde. Der sprachliche Mutterboden des Jiddischen ist vielmehr der gesamte deutsche Volks- und Kulturboden des späten Mittelalters, der von Rhein und Donau bis zur Weichsel und zum Dnjestr reichte. Alle deutschen Mundarten oder genauer: alle großlandschaftlichen Verkehrssprachen, die damals innerhalb dieser weitgezogenen Grenzen gesprochen wurden, nicht zuletzt das in dieser Rolle lange verkannte Bairisch-Österreichische, haben zum Aufbau des Jiddischen beigetragen, höchstens mit Ausnahme des Niederdeutschen, welches in diesem Prozeß erst später wirksam geworden ist. Doch auch diese spezifische, weder im Neuhochdeutschen noch auch im Mittelhochdeutschen noch auch in irgendeiner deutschen Mundart der Gegenwart oder Vergangenheit anzutreffende Mischung der landschaftlichen Sprachelemente berechtigt uns, das Jiddische aus seinen Zusammenhängen mit der deutschen Sprache im philologischen Sinne auszuklammern und ihm eine Sonderstellung irgendwo außerhalb der Germanistik zuzuweisen, wie dies in der letzten Zeit aus menschlich wohl verständlichen, aber doch schon überholten Ressentiments heraus versucht wurde. Auch der unleugbare Mischcharakter der jiddischen Sprache kann einen solchen Versuch nicht rechtfertigen. Gewiß, der Wortschatz des Jiddischen entstammt zu 15—20% der hebräisch-aramäischen Sakralsprache der Juden, 10—15% sind slawischer oder sonstwie östlicher Herkunft. Daneben finden sich als Erinnerung an die sprachliche Frühgeschichte der deutschen Juden romanische Rudimente, von denen als Beispiel nur das durch HEINE auch in die deutsche Literatur eingeführte „Schalet“ genannt sei, und in Nordamerika zahlreiche Beimischungen aus dem Englischen. Auch in der Flexion, der Syntax und der Wortbildung des Jiddischen ist vieles nichtdeutscher Herkunft. Doch trotz dieser Überfremdung aller Räume des Gebäudes der jiddischen Sprache bildet das deutsche Element dessen Grundfesten und tragendes Gerüst und rechtfertigt, ja verlangt sogar die Einreihung des Jiddischen in den Aufgabenkreis der deutschen Philologie. Es ist mehr als abwegig, dieses wegen seines Mischcharakters der vergleichenden Sprachforschung oder wegen seiner hebräisch-aramäischen Komponente und aus ethnischen Gründen der Semitistik oder Orientalistik zuweisen zu wollen. In linguistischer Hinsicht bildet die Jiddistik, wie man die Wissenschaft von der jiddischen Sprache zweckmäßig nennen kann, einen Teil der deutschen Philologie, was ja auch in dem Titel der mir erteilten Venia deutlich zum Ausdruck kommt.

Es wäre aber verkehrt, wenn wir das Jiddische lediglich von der rein sprachlichen Seite her betrachten, untersuchen und beurteilen wollten. Als Alltags- und interne Umgangssprache der nicht- oder noch nicht assimilierten aschkenasischen Juden stellt sie für die Wissenschaft nicht allein ein linguistisches, sondern gleichermaßen ein soziologisches, ethnologisches und kulturgeschichtliches Phänomen

dar, an dem diese Sparten der Forschung ein ähnliches, jedenfalls aber ein gleich starkes Interesse haben müssen wie die Sprachwissenschaft. Insbesondere gilt dies für die *Judaistik*, die ja unter dem Thema des jüdischen Volkstums im Wandel der Zeiten und in aller Welt eine Synthese aller Wissenschaftszweige darstellt und sich daher auch mit den von den Juden in ihren unterschiedlichen Wohngebieten und den verschiedenen Epochen ihres geschichtlichen Seins verwendeten Sprachen beschäftigt. Ist es doch das Merkwürdigste in der mehrtausendjährigen Geschichte des Judentums, daß, während ihr Kulturinhalt, mit der Jahwereligion als Kernstück, stets der gleiche geblieben ist, die Sprache des Volkes wiederholt gewechselt hat⁸⁾. Das Hebräische der biblischen Zeit wurde noch in den vorchristlichen Jahrhunderten von dem nahe verwandten Aramäischen abgelöst. Fast gleichzeitig fand aber in noch stärkerem Maße die Sprache der hellenistischen Welt, das Griechische, Eingang. In der Diaspora sodann haben die Juden allenthalben die Sprachen ihrer Wirtsvölker übernommen, sie zum Teil zu besonderen Idiomen umgeformt und diese häufig bei ihren weiteren Wanderungen in andere Länder verpflanzt. Das klassische Beispiel dafür ist eben das in Deutschland und auf dem ostkolonialen Boden des deutschen Volkes entstandene Jiddische, dessen Schwerpunkt sich freilich seit der Katastrophe des europäischen Judentums in den Jahren des zweiten Weltkrieges von Osteuropa nach Übersee verlagert hat, vor allem nach Nord- und Lateinamerika, nach Südafrika und auch nach Israel, wo die Haussprache von rund der Hälfte der Einwohnerschaft noch das Jiddische ist. Das wesentlichste Gegenstück zum Jiddischen ist das aus dem Kastilischen hervorgegangene Spaniolische, das nach der Vertreibung der Juden aus der Pyrenäenhalbinsel von diesen über das ganze Mittelmeergebiet, vor allem über die Balkanhalbinsel bis nach Ungarn hinein, aber auch über die Küsten Nordafrikas und der Levante ausgebreitet wurde. Ihm nahe stand das heute bereits erloschene Judenportugiesische in Holland und in Hamburg⁹⁾. Von den auf asiatischem Boden entstandenen diasporalen Judensprachen ist insbesondere das Judenpersische zu erwähnen. Arabischer Mundarten bedienen sich die samaritanischen, die jemenitischen sowie die nordafrikanischen Juden, tatarisch ist die Sprache der Krimtschaken und Karäer. Mit all diesen und noch etlichen anderen Idiomen, die an sich in den Aufgabenbereich der entsprechenden linguistischen Disziplinen bis hinüber zur Iranistik und Türkistik und noch weiter gehören, beschäftigt sich auch die Judaistik, deren Arbeitsgebiet sich also mit dem der Germanistik in der Jiddistik überschneidet. Für jene ist das Jiddische die bedeutendste und am nachhaltigsten wirksame der zahlreichen jüdischen Diasprachen; für diese ist es eine unter besonderen kulturgeschicht-

⁸⁾ Vgl. H. LOEWE, *Die Sprachen der Juden*. Berlin 1911.

⁹⁾ Vgl. H. KELLENBENZ, *Sephardim an der unteren Elbe. Ihre wirtschaftliche und politische Bedeutung vom Ende des 16. bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts.* (= Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beiheft 40.) Wiesbaden 1958.

lichen Umständen entstandene Sonderform der deutschen Sprache, die dasselbe Interesse für sich in Anspruch nehmen darf wie jede deutsche Mundart, Standes-, Berufs- oder Fachsprache. Damit ergibt sich ganz von selbst die Möglichkeit, ja Notwendigkeit eines Zusammengehens von Judaistik und Germanistik, die freilich noch in den Anfängen steckt. Von der Einstellung der frühen Judaistik, der „Wissenschaft des Judentums“, zum Jiddischen soll noch später die Rede sein.

Eine Wissenschaft vom „Jüdisch-Deutschen“ oder „Judendeutschen“, wie das Jiddische in den vergangenen Jahrhunderten für gewöhnlich genannt wurde, hat es übrigens in Deutschland schon frühzeitig gegeben, mögen die Beweggründe für die Beschäftigung mit dieser Sprache auch vornehmlich theologisch-missionarischer oder praktisch-kommerzieller Art gewesen sein. Ihre mit dem Humanismus und der Entstehung der christlichen Hebraistik eng verbundenen Anfänge reichen bis in den Beginn des 16. Jhs. zurück und sind mit dem Namen J. BOESCHENTEIN, P. FAGIUS und E. SCHADEUS eng verknüpft. Als Ahnherr der deutschen Jiddischforschung kann der Hebraist Johannes BUXDORF gelten, dessen 1609 in Basel erschienener „Thesaurus grammaticus linguae sanctae Hebraicae“ auch ein Kapitel „Lectiois Hebraeo-Germanicae usus et exercitatio“ enthält. Obzwar Buxdorf hier, entsprechend dem eigentlichen Thema seines Werkes, hauptsächlich das hebräisch-aramäische Element des Jiddischen berücksichtigt und den Lautverhältnissen nur wenig Beachtung schenkt, offenbart er dennoch bereits eine erfreulich klare Auffassung von dieser Sprache. In den Fußtapfen Buxdorfs wandeln J. C. WAGENSEIL mit seiner „Belehrung der Jüdisch-Teutschen Red- und Schreibart“, Königsberg 1699, in zweiter Auflage 1715 in Frankfurt a. M., ferner J. SCHUDT, dessen 1714—18 in Frankfurt a. M. und Leipzig erschienene „Jüdische Merkwürdigkeiten“ ebenfalls sehr viel über die Sprache der Juden enthalten, sowie M. W. Ch. J. CHRYSANDER, der 1750 in Leipzig bzw. Wolfenbüttel eine „Jüdisch-Teutsche Grammatick“¹⁰⁾ sowie eine Schrift „Vom Nutzen des Juden-Teutschen“ herausgab. Überhaupt hat das ganze 17.—19. Jh. eine erstaunlich hohe Zahl mehr oder weniger brauchbarer Lehr- und Wörterbücher des „Jüdisch-Deutschen“ hervorgebracht¹¹⁾. Die Verfasser dieser heute sehr selten gewordenen Frühjiddistika waren nicht ausschließlich Christen, unter ihnen finden sich auch Juden und Konvertiten. Alles Zeichen, wie allgemein und vielseitig damals das Interesse an der jiddischen Sprache war. Das änderte sich — ich weiß nicht, soll man sagen: begreiflicher- oder paradoxerweiser — mit dem Einsetzen jener Bewegung, die den Juden den Weg in alle Gebiete der bürgerlichen Tätigkeit bahnte, sie wenn auch nicht über Nacht, so doch schrittweise zu gleichberechtigten Bürgern machte, mit der Emanzipation. An sich hätte die im Gefolge dieser Bewegung 1823 von Leopold ZUNZ be-

¹⁰⁾ Als Fotoneudruck mit dem Titel „Chrysander's Yiddish Grammar of 1750“ neu herausgebracht von M. WEINREICH, New York 1958.

¹¹⁾ Vgl. A. LANDAU, Bibliographie des Jüdisch-Deutschen. (Nagls Deutsche Mundarten 1/1895—1901, 126 ff., 208 f.)

gründete „Wissenschaft des Judentums“ eine weitere Belebung der jiddischen Sprachforschung unter Anlehnung an die etwa um dieselbe Zeit aufblühende deutsche und vergleichende Sprachwissenschaft mit sich bringen können. Leider beschränkte sich diese so hoffnungsvolle neue Disziplin auf Religionsphilosophie, Geschichte, Literatur und hebräische Sprache. Über das Judendeutsche, das von den deutschen Juden als das vornehmlichste Hemmnis auf dem Wege zur Emanzipation, ja geradezu als Makel angesehen wurde, ging sie achtlos hinweg, ja sie versuchte es geradezu totzuschweigen — von wenigen rühmlichen und dankenswerten Ausnahmen abgesehen. Zu diesen gehört vor allem Zunz selbst, der insbesondere in seinem Standardwerk „Die gottesdienstlichen Vorträge der Juden“¹²⁾ auch kurze, aber heute noch gültige Erklärungen jiddischer Wörter gibt und damit erstmalig auf die verschiedenen sprachlichen Elemente innerhalb des Jiddischen hinweist. Auch der Artikel „Judenteusch, Jüdisch-Teutsch“ des Historikers J. M. JOST in Ersch-Grubers „Allgemeiner Enzyklopädie der Wissenschaften und Künste“¹³⁾ ist in diesem Zusammenhang zu nennen. Er stellt überhaupt den ersten Versuch einer zusammenfassenden Abhandlung über das Jiddische dar, würdigt dessen Mischcharakter, Verbreitung, Mundarten und Literatur, erwähnt auch seine Beziehungen zum Rotwelschen und betont bereits seine Bedeutung für die deutsche Sprachwissenschaft als solche. Gegenüber ihren Leistungen auf anderen Gebieten der Judaistik waren die Erkenntnisse der „Wissenschaft des Judentums“ zum Jiddischen aber nur recht gering. Durch seine ablehnende Haltung dem Jiddischen gegenüber, in dessen Geringschätzung, ja Verächtlichmachung es den Nichtjuden womöglich noch voranging, hatte das sich emanzipierende deutsche Judentum die Chance verpaßt, der gegebene Mittler zwischen der jüdischen Kultursphäre und den modernen Wissenschaften zu sein. Den Nichtjuden wiederum fehlte, wenn schon nicht die Einsicht in die Bedeutung und den Umfang dieses Neulandes der Forschung, so doch zumeist der Zutritt zu der spröden Materie des Jiddischen, der durch die in dieser Sprache verwendeten fremden Schriftzeichen noch zusätzlich erschwert wurde. Wiederum eine erfreuliche Ausnahme bildet der Kriminalist F. Ch. B. AVÉ-LALLEMANT, der in seinem heute zu unrecht fast vergessenen, grundlegenden Werke „Das deutsche Gaunerthum“¹⁴⁾ das Jiddische ausführlich und in durchaus wohlwollender Weise mitbehandelt. Die Hinweise in manchen älteren und neueren Werken zum „Judendeutschen“ auf das Vorhandensein eines jiddischen, mit dem deutschen z. T. zusammenhängenden Schrifttums bewirkten, daß sich im zweiten Drittel des 19. Jhs. die deutsche Literaturwissenschaft von ihrer Seite her für das Jiddische zu interessieren begann. Namhafte Germanisten wie F. H. VON DER HAGEN, J. A. SCHMELLER, F. ZARNCKE, E. MARTIN und R. M. WERNER sowie der Romanist H. SCHUCHARDT begannen, auf die Wichtigkeit dieses damals in Deutschland als kultureller Faktor bereits un-

¹²⁾ Berlin 1832, 438 ff., ²Frankfurt a. M. 1892, 452 ff.

¹³⁾ 2. Sekt., 27. T., Leipzig 1850, 322 ff.

¹⁴⁾ Leipzig 1858—62, III, 41 ff., 196 ff.

tergegangenen Idioms in sprach-, kultur- und literaturgeschichtlicher Beziehung aufmerksam zu machen. Beteiligt hieran waren auch jüdische Gelehrte, in deren Kindheits- und Jugenderinnerungen das Judendeutsche noch eine klare und wesentliche Rolle spielte. Auf der 26. Philologenversammlung zu Würzburg im Jahre 1868 konnten Th. CREIZENACH über Süßkind von Trimberg und die jüdische Namengebung des Mittelalters, R. HILDEBRAND über jüdisch-deutsche schöne Literatur sprechen. M. GRÜNBAUMS in Antiqua gedruckte „Jüdisch-deutsche Chrestomathie“¹⁵⁾ ist das wesentlichste Ergebnis dieser Epoche. Aber mit dem Hingang der noch in der Welt des Judendeutschen aufgewachsenen Gelehrten generation verlor die damals noch auf Deutschland beschränkte Jiddischforschung vollends ihre Triebfeder. Neue Impulse konnten ihr nur aus den vitalen ostjiddischen Gebieten zufließen, die gerade gegen Ende des 19. Jhs. ihre kulturelle und sprachliche Renaissance erlebten. Westeuropäisch gebildete Gelehrte ostjüdischer Herkunft übernahmen nun die Führung in der jiddischen Sprachwissenschaft; sie bedienten sich in ihren Veröffentlichungen noch durchwegs der westlichen Kultursprachen. Der aus Rumänien stammende L. SAINÉANU schrieb französisch, die im österreichischen Galizien geborenen A. LANDAU, M. MIESES u. a. in deutscher Sprache. Aus Deutschland oder Deutschösterreich gebürtige Forscher wie J. GERZON und der schon genannte S. BIRNBAUM bildeten bereits Ausnahmen. Während des ersten Weltkriegs, der zahlreichen Deutschen in Polen die Bekanntschaft mit dem Jiddischen vermittelte, versuchte der evangelische Theologe und Orientalist H. L. STRACK, diese Neubegegnung für seine Landsleute fruchtbar zu machen und bei ihnen Verständnis für die dem Deutschen so nah verwandte jiddische Sprache zu wecken. Sein damals erschienenenes „Jüdisches Wörterbuch“¹⁶⁾ ist heute noch das brauchbarste Werk dieser Art. Stracks Bemühungen waren jedoch vergebens. Was zwischen den beiden Weltkriegen in Deutschland an jiddistischen Arbeiten herauskam, stammte so gut wie ausschließlich von ostjüdischen Verfassern. Mit der schon genannten Ausnahme der Universität Hamburg standen die deutschen Hochschulen damals dem Jiddischen völlig passiv gegenüber. Alles in allem müssen wir darum feststellen: Etwa seit der Jahrhundertwende war der Primat innerhalb der jiddischen Sprachforschung, die in ihrem Anfangsstadium fast ausschließlich in Deutschland und von Deutschen betrieben worden war, vollends an die jüdischen Gelehrten in den osteuropäischen Ländern und in Nordamerika übergegangen. Die repräsentative Mittelstelle für das Jiddische und alle mit der jiddischen Sprache zusammenhängenden kulturellen Fragen war damals das 1925 gegründete „Jiddische Wissenschaftliche Institut“ in Wilna, kurz „Jiwo“ genannt¹⁷⁾, das während

15) Leipzig 1882. Ein vorbereiteter zweiter Band ist nicht erschienen.

16) Leipzig 1916.

17) Vgl. H. KLOSS, Das Jiddische wissenschaftliche Institut in Wilna. (Nation und Staat 3/1929, 139.) — N. STIF, Das Jiddische Wissenschaftliche Institut. Berlin 1929. — Die Gründung des „Jiwo“ erfolgte bezeichnenderweise in Berlin.

des zweiten Weltkriegs nach New York übersiedelt ist¹⁸⁾ und auch in anderen überseeischen Ländern Filialen besitzt. Leider führen von der Tätigkeit des „Jiwo“ fast keine Brücken zur deutschen Wissenschaft herüber. Zu breit und zu tief ist die Kluft, die heute noch zwischen hüben und drüben klafft und die Anbahnung engerer persönlicher Kontakte, die ja die Forschung dringend benötigt, verhindert. Dazu kommt für die nichtjüdische Seite auch noch die leidige Schranke nicht so sehr der Sprache, in die man sich leicht einhört, einliest und einlebt, als die der hebräischen Schrift, in der die Veröffentlichungen des „Jiwo“ gedruckt sind und die manchem a priori für das Jiddische aufgeschlossenen Wissenschaftler den Mut zu weiterer Beschäftigung mit dieser Materie nimmt. Die jiddistischen Veröffentlichungen des seit einigen Jahren bestehenden Lehrstuhls für Jiddisch an der Universität Jerusalem sind vollends in hebräischer Sprache und Schrift gedruckt und höchstens mit einem englischen Resumé versehen. Das „Jiwo“ ist in den letzten Jahren erfreulicherweise dazu übergegangen, wichtige Arbeiten zur Jiddistik auch in englischer Sprache herauszugeben, die den deutschen Forschern zu meist ohne Schwierigkeiten zugänglich sind. Doch ist es keineswegs die angelsächsische, sondern vor allem die deutsche Kulturwelt, die an diesen Arbeiten Interesse haben muß. Wenn sich das „Jiwo“ und der jiddistische Lehrstuhl in Jerusalem dazu entschließen könnten, als zweite Veröffentlichungssprache das Deutsche zu wählen, das ja auch in der angelsächsischen, in der romanischen und in der östlichen Welt zur Genüge verstanden wird, so wäre damit mit einem Schlage eine wesentliche Voraussetzung für eine gedeihliche Zusammenarbeit der jüdischen mit der deutschen Wissenschaft geschaffen, ganz zu schweigen von der damit gebotenen Möglichkeit zu einer endlichen Aussöhnung zwischen Juden und Deutschen und damit zu einer wahren, weil von der Wissenschaft, also vom rein Geistigen her ausgehenden christlich-jüdischen Zusammenarbeit, um die sich ja unsere unruhevolle Zeit mit allem Nachdruck bemüht. Voraussetzung für eine solche Zusammenarbeit ist natürlich der gute Wille auf beiden Seiten, an dem es auf der nichtjüdischen Seite bestimmt nicht fehlt und für den die Aufnahme der Jiddistik in den akademischen Lehr- und Forschungsbetrieb der Gießener Universität den besten Beweis darstellt. Daß eine solche Zusammenarbeit für beide Seiten ersprießliche Resultate zeitigen würde, steht außer Zweifel, wenn auch die Problematik der jiddischen Sprache von hüben und drüben mit anderen Augen gesehen wird. Ihre Betrachtung wird bei den Juden immer eine mehr judaistische, auf deutscher Seite eine vorwiegend germanistische sein. Auch die Methodik, mit der die Lösung dieser Probleme versucht wird, wird hüben und drüben verschieden sein. Die Ergebnisse der Jiddischforschung als solcher jedoch werden beiden Seiten gleichermaßen zugute kommen, wie ja jede echte Wissenschaft nicht nach dem Cui bono? fragt, sondern ihren Zweck in sich selbst und in der Findung der wissenschaftlichen Wahrheit erblickt.

¹⁸⁾ Vgl. S. LIPTZIN, *Yivo in Amerika*, New York 1945. — (o. V.) *Yivo: Its Meaning and Significance*, New York 1958.

Natürlich wird es immer so sein, daß es die jüdische und im besonderen die jiddischsprechende Welt ist, die an der Erforschung der jiddischen Sprache das primäre Interesse hat. Ist diese Sprache doch der sinnfällige Ausdruck des jiddischen Kulturlebens mit allem, was dazugehört, Folklore, Schrifttum, Theater und Zeitungswesen, und von der gefühlsmäßigen Seite her ist sie eben für die Jidden ihr liebes „Mammeloschen“, ihre Muttersprache, an der sie allen so zwiespältigen Prognosen über die Zukunft dieser Sprache¹⁹⁾ zum Trotz mit einer Kraft festhalten, die im tiefsten seelischen Erleben, mitunter sogar im religiösen Empfinden wurzelt. Das darf natürlich nicht so weit gehen, daß in den Mittelpunkt der Forschung die hebräisch-aramäischen Bestandteile der Sprache gestellt werden und an das tragende deutsche Element, das im Lautwesen, in der Formenlehre und in der Syntax bei weitem überwiegt und 70—75% des Wortschatzes umfaßt, mit den Voraussetzungen und den methodischen Mitteln der Hebraistik herangegangen wird, wie dies leider vielfach geschehen ist. Für die Erforschung des Jiddischen, das ja ähnlich wie das Deutsche in Dialekte und Mundarten, sekundär in Heimat- und Kolonialmundarten gegliedert ist, allerdings erst gegenwärtig um eine einheitliche, repräsentative Schriftsprache ringt, für die Erforschung eines so strukturierten Jiddischen kommt nur die Methodik der deutschen Sprach- und Mundartforschung in Betracht. Die Fachkollegen jiddischer Sprachzugehörigkeit sind ja in der glücklichen Lage, daß ihnen alle sei den Tagen von Franz BOPP und Jakob GRIMM gesammelten sprachwissenschaftlichen, insbesondere germanistischen Erfahrungen gebrauchsfertig zu Gebote stehen, die sie bei der Erforschung ihrer Muttersprache zeit- und kräftesparend zur Anwendung bringen können, von der historischen Betrachtungsweise Schmellers über die lautphysiologisch-deskriptiven Mundartmonographien der junggrammatischen Epoche bis zu der modernen sprach- und mundartgeographischen Methode der Marburger Schule und der Arbeitsweise der Phonetik, die ja zueinander keineswegs im Widerspruch stehen, sondern eine auf der anderen aufbauen und sich wechselseitig ergänzen. Die jiddischen Wissenschaftler sind aber auch hinsichtlich des sprachlichen Rohstoffes in der glücklichen Lage, aus dem vollen schöpfen zu können. Die deutsche Forschung wird ihnen bei ihrer Arbeit mit ihren jahrzehntealten Erfahrungen gern zur Seite stehen und ihnen solcherart bei der Erforschung ihrer Muttersprache behilflich sein²⁰⁾.

Aber auch die Wissenschaft von der deutschen Sprache im volksgebundenen Sinn kann aus den Ergebnissen der Jiddischforschung reichen Nutzen ziehen²¹⁾. Die enge Verbundenheit zwischen deutscher und jiddischer Philologie ist ja schon dadurch gegeben, daß das heutige deutsche Sprachgebiet einen Teil des bis weit in den eu-

¹⁹⁾ Vgl. dazu: H. WOUK, Er ist mein Gott. Hamburg 1961. 384.

²⁰⁾ Vgl. dazu: K. H. RENGSTORF, Wissenschaft des Judentums. (In: L. BRANDT, Aufgaben deutscher Forschung. Köln und Opladen o. J. 53 f.)

²¹⁾ Vgl. zum folgenden: F. J. BERANEK, Die Erforschung der jiddischen Sprache. (Zeitschrift für deutsche Philologie 70/1947—48, 163 ff. — DERS., Das Jiddische in Ost-Mitteleuropa als Aufgabe der deutschen Sprachwissenschaft. (Zeitschrift für Ostforschung 5/1956, 233 ff.)

ropäischen Osten hinein sich erstreckenden Raumes bildet, in dem die jiddische Sprache vor etwa 600 Jahren entstanden ist. Hier ist eine Klärung der Begriffe notwendig. Wenn vom Jiddischen die Rede ist, so verstehen wir darunter in der Regel die Sprache der in Osteuropa und in Übersee wohnhaften nichtassimilierten Juden, der polnischen, litauischen, russischen, rumänischen Juden, die ja in der Tat heutzutage die eigentliche Repräsentantin des Jiddischen ist. In der wissenschaftlichen Nomenklatur wird die Sprache dieser östlichen Juden genauer als *Ostjiddisch* bezeichnet. Ihm steht das *Westjiddische* gegenüber, die Sprache der Juden im Gebiete des einstigen Deutschen Reiches einschließlich Österreichs, der Sudetenländer, der Niederlande, der Schweiz und der Lombardei, das aber zum Unterschied von dem lebenskräftigen Ostjiddischen heute praktisch bis auf geringe Reste, vor allem im Elsaß, erloschen ist. Doch läßt sich seine Wesensart aus den hie und da noch faßbaren Restformen erkennen und rekonstruieren. Die Verschiedenheit zwischen dem West- und dem Ostjiddischen ist aus zwei Umständen zu erklären:

Erstens ist das Ostjiddische im wesentlichen aus der heute verklungenen, ostmitteldeutsch fundierten Sprache der einstigen deutschen Kolonialstädte in Polen-Litauen hervorgegangen, wenngleich es ihm an Beimischungen aus dem Bairisch-Österreichischen nicht fehlt, als Folge der gegen Ende des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit erfolgten Vertreibung der Juden aus Bayern und den Alpenländern. Das Westjiddische geht im wesentlichen auf die im geschlossenen deutschen Sprachgebiet, vor allem Westdeutschlands, gesprochenen Mundarten zurück, deren Grundzüge, besonders im Konsonantismus, trotz weitgehenden Ausgleichs recht deutlich zu erkennen sind.

Zweitens war seit dem Untergang des kolonialen Deutschtums in Polen die unmittelbare Einwirkung der deutschen Sprache auf die weitere Entwicklung des Ostjiddischen eingedämmt und nur in der Zeit der Haskala, der jüdischen Aufklärung, vorübergehend etwas stärker; lediglich in Litauen gelangte das Jiddische unter den Einfluß des baltischen Deutsch. Das Westjiddische hingegen blieb der Einwirkung des Deutschen dauernd ausgesetzt und dadurch für den Nichtjiddischsprecher verhältnismäßig leicht verständlich. Aus diesem Grunde ist es auch erlaubt, für das Westjiddische, aber auch nur für dieses, die früher für die ganze Sprache übliche Bezeichnung *Judendeutsch* zu verwenden. Dieser relativ geringe Abstand zwischen Westjiddisch und Deutsch hat leider auch jüdische Gelehrte veranlaßt, die Existenz eines Westjiddischen überhaupt in Abrede zu stellen und seine allenthalben erkennbaren Reste der im 17. Jh. einsetzenden ostjiddischen Einwanderung nach Deutschland zuzuschreiben. Gewiß hat es diese Zuwanderung gegeben, und sie hat sich auch sprachlich ausgewirkt. Die ostjiddische Beeinflussung des Westjiddischen reicht aber nur bis etwa zur Elbe-Saale-Böhmerwald-Linie. Es wird vielleicht zweckmäßig sein, die Sprache der östlich davon liegenden westjiddischen Gebiete mit einem neuen Terminus als „*Zwischenjiddisch*“ zu bezeichnen.

Doch ist es nicht der teilweise Zusammenfall des Deutschen mit dem jiddischen Sprachgebiet, auch nicht die mehr oder weniger lang währende Einwirkung des Deutschen auf das Jiddische, die diese für die deutsche Sprachforschung im engeren Sinne interessant macht. Seit Zunz und Jost ist immer wieder auf den Reichtum des Jiddischen an altem deutschem Sprachgut aller Art hingewiesen worden, auch an solchem, das dem Hochdeutschen und seinen Mundarten bereits verlorengegangen ist. Die deutsche Sprachwissenschaft besitzt somit im Jiddischen eine einzigartige, überaus wertvolle Quelle zur deutschen Mundartenkunde und Sprachgeschichte. Im Jiddischen gelten z. B. noch die alten Verwandtschaftsnamen „Eidam, Schnur, Schwäher“ und „Schwieger“, da heißt es noch „Brautlauff“ für die Hochzeit, „Schembart“ für die Maske, da besitzt „Jauche“ noch seine ursprüngliche Bedeutung „Brühe, Suppe“ u. v. a. Besonders reich an solchen Archaismen ist das sog. „Iwritaitsch“, die bei der Übersetzung der hebräischen Literatur übliche Ausdrucksweise. Auch auf dem Gebiete der Ortsnamenforschung²²⁾ eröffnet das Jiddische neue Perspektiven, da es alte Namenformen vielfach treuer bewahrt hat als andere Sprachen und daher in manchen Gebieten überhaupt zur einzigen historischen Quelle für die deutsche Ortsnamenforschung wird. Zumindest ist es für den Gelehrten nützlich und reizvoll zugleich, Namenformen, die er nur aus vergilbten Pergamenten kennt, auch aus lebendigem Munde bestätigt zu erhalten. Die Auswertbarkeit der einzelnen jiddischen Landschaften für die deutsche Mundartforschung ist unterschiedlich. Das Ostjiddische in seiner Gesamtheit stellt eine lebendige Quelle für unsere Kenntnis von dem untergegangenen Deutsch der mittelalterlichen Kolonialstädte im ehemaligen polnisch-litauischen Staate dar. Das Pannonischjiddische Ungarns scheint mancherlei Eigenarten einer älteren Stufe des Bairischen bewahrt zu haben. Das gleiche gilt von dem leider kaum mehr faßbaren, noch gänzlich unerforschten Jiddisch der Lombardei. Das einst in Deutschland gesprochene Westjiddische ist, linguistisch gesehen, vielleicht der interessanteste und wertvollste Teil der Gesamtsprache. Der aufmerksame Forscher kann hier sowohl innerhalb des deutschen als auch des hebräisch-aramäischen Sprachelements zahlreiche Restformen entdecken, Petrefakten früherer örtlich begrenzter Sprachzustände, die Schlüsse auf den Prozeß der Entstehung des Jiddischen, aber auch auf die Frühzeit der deutschen Mundarten und damit auf die Geschichte der deutschen Sprache überhaupt zulassen.

Doch ist es von den Einzeldisziplinen der Germanistik nicht die Linguistik allein, die aus der Beschäftigung mit dem Jiddischen Nutzen ziehen kann. Ich habe schon vordem zu erwähnen Gelegenheit gehabt, daß das mittelalterliche jiddische Schrifttum²³⁾, das natürlich

²²⁾ Vgl. F. J. BERANEK, Jiddische Ortsnamen. (Zeitschrift für Phonetik und allgemeine Sprachwissenschaft 5/1951, 88 ff.)

²³⁾ Vgl. hierzu und zum jiddischen Schrifttumsschaffen überhaupt: F. J. BERANEK, Jiddische Literatur. (In: P. MERKER-W. STAMMLER, Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte². Berlin 1958 ff. 1, 766 ff.) Mit weiteren Hinweisen zum wissenschaftlichen Schrifttum.

im wesentlichen religiöser Art ist, sich im Bereiche der Unterhaltungsliteratur, entsprechend seinem Ursprung in Südwestdeutschland, engstens an die mittelhochdeutsche Dichtung anlehnt. Es gab einst nicht nur deutsche, sondern auch jüdische Spielleute, die „Lezim“, es gibt einen jiddischen „Meister Hildebrand“ und einen „Sigenot“, es gab einst auch einen jiddischen „Dietrich von Bern“, einen „Schmied Wieland“ sowie einen „Herzog Ernst“, eine „Tristan“- und eine „Parzival“-dichtung. Das bekannteste Werk dieser Gattung ist der „Künig-Artus-Hof“, eine aus dem 14. Jh. stammende Bearbeitung des „Wigalois“ des Wirnt von Gravenberg. Alle diese Dichtungen von mehr oder minder hohem literarischem Wert haben, soweit sie erhalten sind, zumeist noch der germanistischen Untersuchung, ebenso wie die späteren jiddischen Behandlungen der Volksbücherstoffe wie etwa die „Schöne Magelone“, der „Kaiser Oktavianus“ u. a. Gegenwärtig ist die in einer in Ägypten aufgefundenen, in Cambridge aufbewahrten Handschrift aus dem Jahre 1382 enthaltene Dichtung vom „Herzog Horant“²⁴⁾ stärkstens ins Licht des Interesses sowohl der jiddistischen als auch der germanistischen Forschung gerückt²⁵⁾. Sie hat die Hilde-Gudrun-Sage zum Gegenstand, ist aber um fast 150 Jahre älter als die bisher älteste Überlieferung des Gudrunliedes im Ambraser Heldenbuch²⁶⁾. Diese aktuelle Einzelheit läßt deutlich erkennen, wie notwendig und nützlich es für die Germanistik ist, sich auch um die Dinge der Jiddistik zu kümmern. Doch wollen wir uns an dieser Stelle nicht auf die Germanistik allein beschränken. Die moderne jiddische Literatur, in der wir nach- und nebeneinander alle Richtungen der Weltliteratur vertreten finden, von Realismus, Naturalismus und Neuromantik bis zu Impressionismus, Expressionismus und Futurismus, bietet der allgemeinen Literaturwissenschaft Arbeitsstoff in Hülle und Fülle. Der reiche Schatz des Jiddischen an Volksliedern, Märchen und Sprichwörtern sowie an Sitte und Brauchtum ist nicht nur für die deutsche, sondern auch für die vergleichende Volkskunde, ja für die Kulturgeschichte überhaupt von größter Bedeutung. Und um noch einmal zum Linguistischen zurückzukehren, so darf aus dem Studium der Struktur des Jiddischen nicht nur die Germanistik, sondern auch die Hebraistik, die Romanistik, die Slawistik und die allgemeine Sprachforschung allerhand Belehrung erwarten.

Fürwahr, eine Fülle von Aufgaben verschiedenster Art, anreizend und verwirrend zugleich, die das Jiddische, von welcher Seite auch immer wir es betrachten mögen, der Forschung zu stellen hat! Hoffen wir, daß die Jiddischforschung nunmehr, da sie an einer deutschen Universität, wenn auch nur am Rande, vertreten ist, auch ihre Adepten findet, die imstande und bereit sind, mit mir an der Be-

24) L. FUKS, *The Oldest Known Literary Documents of Yiddish Literature* (c. 1382). Leiden 1957.

25) Vgl. L. SCHRÖBLER, *Zu L. Fuks' Ausgabe der ältesten bisher bekannten Denkmäler der jiddischen Literatur*. (Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 89/1958—59, 135 ff.)

26) Die Bibliographie sowie Aufsätze zum jiddischen Hildelied bringen seit 1955 laufend die „Mitteilungen aus dem Arbeitskreis für Jiddistik“.

ackering dieser Brache mitzuarbeiten, „nicht um schnöden Gewinnes wegen, noch zur Erraffung eitlen Ruhms, sondern vielmehr darum, um die Wahrheit zu verbreiten und ihr Licht heller aufleuchten zu lassen“, wie es im Doktoreid der Alma Mater Pragensis heißt. Und ich für meine bescheidene Person füge heute genauso wie damals vor fast dreißig Jahren, als mir der Promotor diese Formel der bleibenden Verpflichtung vorsprach, demütig und freudig zugleich die Worte hinzu: „Spondeo ac polliceor!“